

**Markus Brunner:**

**»Unsere Mauern brechen, aber unsere Herzen nicht.«**

**Die ›Volksgemeinschaft‹ als Trauma-Schiefheilungsangebot**

(Vortrag am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften Wien, 9. Januar 2012)

### 1. Zur Problematik von Traumadiskursen

In den letzten Jahren erfuhren nicht nur der Begriff des Traumas einen massiven Aufschwung, sondern damit einhergehend auch die Idee, dass Kollektive oder gar ganze Gesellschaften durch erschütternde historische Ereignisse ein Trauma erlitten hätten. Spätestens seit den Anschlägen auf das World Trade Center vom 11. September 2001: Begriff des ›kollektiven Traumas‹ in aller Munde.

Er, oder zumindest die Idee für die er steht, taucht mittlerweile in fast allen Debatten auf, in denen die Folgen gesellschaftlicher Gewaltereignisse oder -verhältnisse diskutiert werden. In den Blick genommen werden dabei neben 9/11 die Auswirkungen so unterschiedlicher Ereignisse und historischer Konstellationen wie die Bürgerkriege in Rwanda und im ex-jugoslawischen Raum, der Holocaust – sowohl im Bezug auf die israelische wie auf die postnationalsozialistische deutsche Gesellschaft –, die israelische Besatzung Palästinas, die Apartheid in Südafrika und zuweilen sogar Polit- oder Medienereignisse wie z.B. die Ermordung von John F. Kennedy, die die Welt, eine Nation oder bestimmte Minderheiten in ihr erschütterten. Diese Ereignisse hätten, so die Idee, tiefe Wunden in die betroffenen Nationen, Gesellschaften oder Gruppen gerissen, unterlägen einer emotionalen und diskursiven Abspaltung und zeichneten spezifische Wirkungen, die den Symptomen gleichen, die traumatisierte PatientInnen in der klinischen Praxis zeigten.

Das gesellschaftliche Klima sei geprägt von emotionaler Stumpfheit, Teilnahmslosigkeit, Freudlosigkeit und alle Aktivitäten und Situationen, welche Erinnerungen an das Trauma wachrufen könnten, würden rigide zu vermeiden versucht. Diese Vermeidungsabsicht ist mit einer Überaufmerksamkeit verbunden, und wenn die Erinnerung dann doch einmal durch eine gegenwärtige Situation wachgerufen wird, zeigt sich eine große Erregtheit, die immer wieder in aggressiven Ausbrüchen und irrationalen Handlungen terminiere. Häufig wird auch die lange traumatypische Latenzzeit bis zum Ausbruch der Symptome beschrieben: Oft dauert es Jahrzehnte, manchmal mehrere Generationen, bis ein solcher Zeitkollaps zu verzeichnen sei, d.h. bis die Erinnerung wieder angerührt wird und die frühen traumatischen Gefühle wieder über die Nation hinwegrollt. Bis dahin lebe sie in scheinbarer Normalität, die aber nur eine prekäre Pseudonormalität darstelle.

Ich will heute nicht auf die ganze Problematik der Idee ›kollektiver Traumata‹ eingehen – ich würde den Begriff des ›kollektiven Traumas‹ ganz grundsätzlich fallenlassen, weil er m.E. mehr verdeckt als erhellt (vgl. Brunner 2010). Meist wird der Begriff eher *metaphorisch* verwendet, es geht darum, dass ein Ereignis das Selbstverständnis einer Gesellschaft erschüttert und Spannungen hervorruft. Es geht darum, dass so etwas wie ein „Wir-Gefühl“ erschüttert wird oder dass sich Angehörige einer Gruppe durch das Verhalten einer anderen Gruppe gedemütigt und gekränkt fühlt.

Aber die erwähnten Ereignisse zeigen schon: es kann dabei durchaus auch um wirklich massive Gewalterfahrungen gehen: um das zuweilen massenhafte Erleiden von Gewalt in Kriegen und durch Genozide. Es wird sicher nicht zu Unrecht behauptet, dass das durch solche Ereignisse produzierte massenhafte Leid Auswirkungen habe auf die Gesellschaft, in der diejenigen leben, die sie durchlitten haben.

Das Trauma folgt in diesen Diskursen einer deterministischen Eigenlogik: Ein Gewaltereignis bricht über ein Subjekt hinein, dieses spaltet als Notwehrreaktion das überwältigende und unerträgliche Erlebnis der Hilflosigkeit innerpsychisch ab und dieses Erlebnis bleibt nun unbearbeitet und unverarbeitet als reines, überwältigendes Gefühl vom sonstigen psychischen Leben isoliert erhalten. Es wirkt aber – als depressive Verstimmung, in Form von Flashbacks oder als permanente Überreaktivität – stets nach.

Einen solchen Diskurs gibt es seit der Jahrtausendwende auch in Deutschland, bezogen auf den Zweiten Weltkrieg, v.a. den sogenannten ›Bombenkrieg‹, also die alliierten Luftangriffe auf die deutschen Städte. 2002 erschien Jörg Friedrichs Buch *Der Brand*, das wortgewaltig und emotionalisierend die verheerenden Folgen des sog. ›moral bombings‹ beschreibt, also des Versuchs der alliierten Streitkräfte, die Kriegsmoral der Deutschen zu brechen und dadurch die Heimatfront zum Einsturz zu bringen. Friedrichs Buch folgte ein riesiger Medienhype. Alle großen Zeitschriften widmeten dem Bombenkrieg Schwerpunktheft, bis heute wird fast jährlich ein neuer aufwändig produzierter Fernsehfilm über die Kriegsleiden der deutschen Zivilbevölkerung präsentiert und die Anzahl der Publikationen zum Thema ist unüberschaubar. Vor allem war dies auch die Stunde der sog. ›Zeitzeuginnen‹ und ›Zeitzeugen‹, Menschen, die den Krieg noch als Kinder oder junge Erwachsene erlebt haben. In Autobiographien und Fernsehdokumentationen kamen und kommen sie zu Wort und erzählen von ihrem Schicksal als sog. ›Kriegskinder‹ und als durch ihr Erleben Geprägte – und Traumatisierte.

Nicht immer geht es in den Berichten, Dokumentationen und ästhetischen Auseinandersetzungen nur um das Aufarbeiten des Leids der deutschen Zivilbevölkerung. Kritikerinnen und Kritiker haben zu Recht darauf hingewiesen, dass der Bombenkriegsdiskurs eine Neuauflage problematischer deutscher Opferdiskurse sei, die schon bis in die Kriegsjahre zurückreichen. Die ehemaligen ›Volksgenossen‹ und ›Volksgenossinnen‹ und ihre Nachkommen stilisieren sich dabei zu unschuldigen Opfern des Krieges, der Alliierten und immer auch des NS-Regimes. Nicht nur wird ausgeblendet, dass spätestens 1939 eine überwiegende Mehrheit der nicht-jüdischen deutschen Bevölkerung das NS-Regime unterstützte. Nicht nur werden in diesem Diskurs die Gewalterfahrungen entkontextualisiert, d.h. im Fokus auf das eigene Leid wird eher dethematisiert, dass die Bombenangriffe und Flucht und Vertreibung ein Effekt der aggressiven deutschen Expansionspolitik waren. Sondern bei der Stilisierung des eigenen Opferstatus geht es häufig auch um das Aufrechnen von Schuld und um Täter-Opfer-Verkehrungen oder zumindest -Relativierung.

Diese Relativierungen werden durch den Traumabegriff begünstigt: traumatisiert sind alle, die KZ-Überlebenden wie die Bombenopfer und die Vertriebenen, ja sogar *die* deutschen Soldaten, die den Kriegswahnsinn überlebt haben. Wer wollte denn leugnen, dass auch die ›Volksgenossen‹ und ›Volksgenossinnen‹ in den Bunkern, auf der Flucht und an der Front Todesängste ausgestanden und den Verlust von Bekannten und Verwandten zu beklagen

hatten. Alle sind sie Opfer von Gewalterfahrungen und haben dabei ein Trauma erlitten, weshalb danach auch alle mit ähnlichen, eben traumatypischen Problemen zu kämpfen haben. Das Perfide am Diskurs ist, dass sehr viele Erkenntnisse zu Traumatisierungsprozessen aus der KZ-Überlebendenforschung stammen und diese Erkenntnisse nun relativ unmittelbar auch auf die ehemaligen Verfolger übertragen werden. Über den vermeintlich neutralen, weil rein medizinischen Begriff des Traumas werden so die Erfahrungen der ehemaligen ›Volksgenossinnen‹ und ›Volksgenossen‹ und die Erfahrungen der Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung parallelisiert. Sie sehen, die Rede von den traumatisierten Deutschen hat durchaus seine moralischen und politischen Tücken.

Andererseits ist natürlich nicht von der Hand zu weisen, dass Kriegserfahrungen traumatische Folgen haben können und dass diese Erfahrungen sowohl individuelle wie auch gesellschaftliche Folgen zeitigen. Wie aber soll über dieses Leiden gesprochen werden, ohne in die Fallen des Opferdiskurses und der Täter-Opfer-Relativierungen zu tappen?

Michael Heinlein (2010), der in seinem Buch *Die Erfindung der Erinnerung* den Kriegskinder-Diskurs minutiös dekonstruierte und zeigte, wie darin Erinnerungen gerade über den suggestiven Traumabegriff konstruiert und umgearbeitet werden, plädiert dafür, den Traumabegriff im Kontext der deutschen Debatte entweder zu verwerfen oder einen anderen Umgang mit dem Begriff zu suchen.

Ich kann die Idee, den Traumabegriff überhaupt fallenzulassen, verstehen und denke auch, dass wir mit dem Begriff vorsichtig umgehen sollten. Er hat eine massive Suggestivkraft, erstens weil er moralisch mit dem Opferstatus verbunden ist, zweitens aber auch schon als vermeintlich leicht handhabbares Konzept. Mit Trauma bezeichnet man sowohl ein äußeres, eben traumatisches Ereignis wie auch ein inneres traumatisches Erleben, ein Erleben von Hilflosigkeit und Todesangst. Die psychischen Nachwirkungen scheinen so einfache Folgen einer äußeren Situation zu, aus einem Ereignis heraus lässt sich dann fast alles erklären. Jemand ist ängstlich, weil er oder sie traumatisiert ist, jemand ist forsch, weil er oder sie traumatisiert ist, jemand ist stumm oder aber gerade laut und aggressiv, weil er oder sie traumatisiert ist. Sie sehen, alles kann mit dem Verweis auf ein Trauma relativ leicht und abschließend erklärt werden. Auch im Begriff der Post-Traumatischen Belastungsstörung zeigt sich dieser deterministische Zug: aus einer nicht näher bestimmten, extremen Belastungssituation erfolgt eine bestimmte, durchaus widersprüchliche Symptomatik.

Trotz dieser Suggestivkraft würde ich aber den Traumabegriff ungern einfach fallen lassen. Seinen kritischen Stachel besitzt er m.E. gerade aufgrund dieser Verknüpfung von Ereignis und Erleben: er bringt das Leiden von Subjekten mit gesellschaftlicher Gewalt in Verbindung; Gewalt hinterlässt Spuren in den Betroffenen. Ich will deshalb hier und heute der zweiten Option von Heinlein nachgehen, nämlich einen anderen Umgang mit dem Begriff des Traumas vorschlagen.

Erstens ist m.E. die Verknüpfung von äußerem Ereignis, innerem Erleben und nachträglicher Verarbeitung dieses Erlebens weitaus komplexer als dies die meisten vorherrschenden Trauma-Konzepte zu fassen vermögen. Wir haben es durchaus mit Prozessen und auch späteren Prozessierungen zu tun. Zweitens wird es mir im Folgenden darum gehen zu zeigen, dass Traumatisierungsprozesse immer in einen *sozialen Kontext* eingebunden sind, der gerade das Erleben und die Verarbeitungswege von Gewaltereignissen entscheidend mitprägt.

## 2. Trauma und psychosozialer Kontext

Ich muss hier leider aus Zeitgründen die traumatheoretische Fundierung meiner Überlegungen weglassen. Ich versuche im Rahmen meines Dissertationsprojektes den Traumabegriff zu differenzieren und eben gerade die Zentralität des Kontextes stark zu machen, einerseits im Rückgriff auf einige m.E. zentrale Positionen aus der Geschichte der psychoanalytischen Traumaforschung, andererseits in einer Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Konzeptdiskussionen (vgl. Brunner 2010; 2011b).

Um doch meine Stoßrichtung anschaulich zu machen und auf den folgenden historischen Ausflug in die deutschen Gefühlslagen im Zweiten Weltkrieg vorzubereiten, will ich aber die Überlegungen eines Autors kurz vorstellen, der leider aus den Traumadebatten völlig verschwunden ist: Ernst Simmel.

Simmel hatte während des Ersten Weltkriegs als junger Militärarzt des deutschen Heeres gedient und dabei Hunderte von kriegsneurotischen, d.h. schocktraumatisierten Soldaten in Kurztherapien ›behandelt‹. Das Wort ›behandelt‹ ist – dies nur am Rande – ein Euphemismus: die Soldaten sollten wieder für den Schützengraben fit gemacht werden. In seinen nachträglichen Reflexionen machte Simmel (1918, 1944) auf die Bedeutung des spezifischen Beziehungs-Kontextes der Traumatisierungen aufmerksam. Seines Erachtens waren die Traumatisierungen nicht einfach der unmittelbare Effekt der schrecklichen Erlebnisse im brutalen Stellungskrieg, sondern ebenso Effekt einer Auflösung der emotionalen Bindungen in der Kampftruppe. Solange die Soldaten ihrem Gruppenführer und den Kameraden vertrauen und solange sie für etwas kämpfen, woran sie glauben, fühlen sie sich sicher und sie seien *immunisiert* gegen Todesängste und traumatische Zusammenbrüche. Sowohl die Gruppenbindung wie ein gemeinsam geteilter Gruppengeist, z.B. eine Nationalideologie, stabilisierten das Ich auch angesichts der grausamsten Ereignisse in den Schützengräben.

Den *Kriegstraumatisierungen* ging, so Simmel, stets eine Demütigung der Soldaten durch den Truppenführer voran, welche die Bindungen an die Gruppe, die das Ich stabilisierte, schwächte und das Ich des Betroffenen zusammenbrechen ließ. Ambivalenzkonflikte, Aggressionen gegen den Vorgesetzten, die nicht artikuliert, sondern sozusagen ‚verschluckt‘ wurden und Verlassenheitsgefühle und Gefühle der Sinnlosigkeit waren Teil der innerpsychischen Konstellation, welche die Kriegereignisse erst traumatisch werden ließ. Und weil der Drill zum militärischen Gehorsam das ›zivile Ich‹ zerstört und die Soldaten in eine massive Abhängigkeit zur Truppe gebracht hatte, konnten im Moment des Zusammenbrechens der Gefühlsbindungen zur Gruppe auch vergleichsweise harmlose Kriegereignisse traumatisierend wirken.

Auch Simmels Therapiekonzept ist bemerkenswert: Er erkannte, dass ein Ausagieren von Angst in Form von Wut und Aggression half, die traumatischen Symptome wieder zum Verschwinden zu bringen. Er animierte deshalb in der Therapie die Patienten dazu, gegen eine zum »leibhaftigen Feind« (Simmel 1944, S. 222) stilisierte lebensgroße Puppe zu kämpfen und sie zu töten. Dieser Kampf entlastete von inneren Spannungen und holte den Soldaten aus seiner hilflosen Passivität heraus. Zudem sicherte sich der Traumatisierte durch die gelungene Tötung des in der Puppe imaginierten Feindes auch imaginär erneut die Anerkennung durch

die Vorgesetzten und das Kollektiv. Dies bedeutete eine massive narzisstische Zufuhr und stellte die alte Stabilität des Gruppen-Ichs wieder her. D.h. die Trauma-Symptome: der Zusammenbruch des Ichs, die massiven, das Ich überflutenden Ängste, das Gefangensein in der Passivität, die Hilflosigkeitsgefühle, der Verlust des Selbstwertgefühls – diese Symptome konnten durch nachträgliche Aktivität und eine Re-Integration in die narzisstische Stabilität garantierende Gruppe wieder aufgehoben werden.

Es fand das statt, was Freud in seinen Ausführungen zur Massenpsychologie mit dem Begriff der »Schiefeilung« (Freud 1921) zu fassen versuchte: innere Spannungen und Konflikte, die zu einer individuellen Pathologie führen könnten, können massenpsychologisch abgefedert und so eine individuelle Erkrankung verhindert werden. Die psychische Teilhabe an einem großen Kollektiv gibt narzisstischen Halt, die Gruppenideologie wertet auf und sie stellt meist Feindbilder zur Verfügung, in denen Ängste projektiv lokalisiert und gegen die Aggressionen ausagiert werden können. Die Deutungs- und Handlungsmuster des Kollektivs werden zum Schutzwall gegen bedrohliche Ängste.

Die Ausführungen von Simmel zeigen, dass eine solche massenpsychologische Dynamik potentiell auch die drei Momente, die eine traumatische Situation kennzeichnen, abfedern: Erstens ist dies die *Wehrlosigkeit*, d.h. die Überforderung des Einzelnen angesichts einer Gewalterfahrung, die Erstarrung in Angst und die damit aufgedrückte Passivität. Zweitens die *Hilflosigkeit*, d.h. das Fehlen von schützenden Objekten, d.h. narzisstischen Stabilisatoren, und das dadurch entstehende Gefühl des allein-gelassen-Seins. Drittens die *Sinnlosigkeit*, d.h. die Unsymbolisierbarkeit des überwältigenden Ereignisses.

Die imaginäre Teilhabe an einer Masse kann entweder verhindern, dass diese Gefühle der Wehr-, Hilf- und Sinnlosigkeit überhaupt auftauchen, d.h. gegen sie immunisieren, oder aber nachträglich diese Gefühle und ihre immens zerstörerische Wirkung zumindest tendenziell wieder aufheben bzw. Kompensationsmöglichkeiten bieten.

Sie sehen, schon beim relativ unmittelbaren Geschehen des potentiell traumatischen Erlebens haben wir es mit einer komplexen Wechselwirkung von Gewaltereignis, individueller Stabilität, psychosozialen Bindungsstrukturen und sozial hergestellten Handlungsmöglichkeiten zu tun. Nicht nur die unmittelbare Gewalterfahrung schreibt sich in das Subjekt ein, sondern der gesamte Kontext, d.h. auch die mit Machtstrukturen verknüpften Sinngebungs- und Handlungschancen.

Andere Autorinnen und Autoren haben in Untersuchungen darauf hingewiesen, dass auch längerfristig die soziale und psychosoziale Situation für Traumatisierungsprozesse entscheidend ist. Sie ist entscheidend dafür, ob und auf welche Weise sich Trauma-Symptome später bemerkbar machen.

Die Ausführungen zeigen: der Verweis auf ein Trauma und dessen typischen Folgen reicht bei weitem nicht aus, um Traumatisierungsprozessen, ihren Ursachen und Folgewirkungen wirklich gerecht zu werden. Wir müssen uns fragen: mit welchen Mitteln wird versucht, auf die überwältigende Gewalterfahrung zu reagieren? D.h.: Wo wird narzisstische Zufuhr gesucht? Wie wird mit Angst und der reaktiven Wut umgegangen? Auf welche Sinnstrukturen wird zurückgegriffen im Versuch, das Erlebte zu symbolisieren?

Traumatisierungsprozesse können sehr unterschiedliche Qualitäten haben, unterschiedliche Ereignisse werden von Menschen in unterschiedlichen psychischen, psychosozialen und sozialen Konstellationen auch unterschiedlich be- und verarbeitet und haben damit auch unterschiedliche Folgen. Erst eine Perspektive, die den rahmenden Kontext mit in den Blick nimmt, kann die spezifischen Prozesse verständlich machen.

Und – und das halte ich für zentral: in unserem Fall des Diskurses über das Kriegsleiden der ehemaligen ›Volksgenossinnen‹ und ›Volksgenossen‹ ermöglicht es dieser Blick auch, jenseits eines Opferdiskurses, aber auch jenseits von simplifizierenden Täter-Opfer-Dichotomien doch unterschiedlichen Konstellationen und Prozesse zu differenzieren und mit Blick auf gesellschaftliche Machtverhältnissen zu analysieren.

### 3. Die ›Volksgenossen‹ und ›Volksgenossinnen‹ im Krieg

Der Sozialpsychologe Jan Lohl (2006) hat vor ein paar Jahren in einem wenig rezipierten, m.E. aber bahnbrechenden Text in der Zeitschrift „psychosozial“ die These formuliert, dass die narzisstischen Gefühlsbindungen des Nationalsozialismus und v.a. ihr Komplement, der antisemitische Hass, den NS-›Volksgenossen‹ und -›Volksgenossinnen‹ zur Stabilisierung von traumatischen Zusammenbrüchen dienten.

Lohl bezieht sich dabei auf Ausführungen des Historikers Nicholas Stargardt (2004), der konstatiert, dass in der Zeit der alliierten Luftangriffe auf deutsche Städte und insbesondere kurz nach den Bombennächten die Hass- und Gewaltbereitschaft der deutschen Bevölkerung gegen die wenigen in den Städten verbliebenen Juden und Jüdinnen massiv zunahm. Ebenso intensivierten sich die Aggressionen gegen die oft *auch* jüdischen Zwangsarbeiter, welche nach den Bombennächten die Trümmer wegräumten. Stargardt berichtet von regelrechten Lynchaktionen gegen diese. Auch der sonst so gesetzestreue Victor Klemperer beschloss während der verheerenden Dresdner Bombennächte, sich aufgrund der verstärkten antisemitischen Aggression seinen Judenstern abzureißen und sich als zerbombter ›arischer Volksgenosse‹ auszugeben. Klemperer hielt es für sehr wahrscheinlich, dass er ermordet würde, wenn er die Bombenangriffe unbeschadet überleben und als Jude erkannt würde.

Diese erhöhte Hassbereitschaft in der Bevölkerung korreliert mit einer Intensivierung der antisemitischen Propaganda während der mittleren und letzten Kriegsjahre. Das Bild des Juden stand im Mittelpunkt der von Goebbels lancierten Kampagne gegen die Alliierten. ›Der Jude‹ wurde als grausamer Drahtzieher des Krieges ausgemacht, der Deutschland und alle Deutschen in den Abgrund ziehen und vernichten wolle. V.a. die damit verbundene Vergeltungspropaganda, die mit dem Verweis auf eine kommende ›Wunderwaffe‹ fundiert wurde, hatte, so Stargardt, zum Ziel weitverbreitete Furcht, deren demoralisierende Wirkung vom Regime gefürchtet wurde, »in ein allgemeines Hassgefühl umzumünzen« (ebd., S. 63).

Dass Angst in Form von Aggression gegen Feindbilder abgewehrt wird, ist ein massenpsychologisch sehr bekanntes Phänomen. Die Gefühlsbindungen innerhalb der NS-›Volksgemeinschaft‹ basieren gerade darauf, dass Ängste und innerpsychische Konflikte in der Dichotomie zwischen einerseits der idealisierten ›Volksgemeinschaft‹ und andererseits den verhassten ›Volksfeinden‹ ausgelagert werden können: während die Teilhabe an der Macht der eigenen Gemeinschaft und ihres als omnipotent imaginierten Führers Halt verleiht

und Selbstwertgefühle steigert, dient der vermeintliche Feind als Projektionsfläche für alles Ängstigende. Eine paranoide Abwehrhaltung ist die Folge und konstitutiv für die NS-›Volksgemeinschaft‹: Weil der ›Volksfeind‹, im NS v.a. der Jude, durch die Projektionen zur Inkarnation des Bösen wird, wird er als Angreifer empfunden und muss entschieden bekämpft werden.

Lohl sieht aber im von Stargardt beschriebenen Prozess der Brutalisierung der deutschen Gesellschaft im Bombenkrieg wie erwähnt mehr als nur eine Intensivierung der Projektionen aufgrund des erhöhten Angst- und Konfliktniveaus in der Kriegsgemeinschaft. Er sieht darin ein Indiz für die Möglichkeit einer Trauma-Schiefheilung: Im Bild des ›jüdischen Kriegstreibers‹ hätten die ›Volksgenossen‹ und ›Volksgenossinnen‹, so Lohl, eine Möglichkeit gehabt, allfällige traumabedingte Todesängste zu lokalisieren und Wehr- und Hilflosigkeitsgefühle zu bekämpfen. Anstelle einer traumainduzierten individuellen Pathologie zu verfallen, d.h. psychisch zusammenzubrechen, konnten sie Impulse, die das Ich gefährdeten, in kollektiv vorgegebene Ausdrucksweisen und Handlungsmuster einfließen lassen. D.h. die vorhandenen Feindbildungsprozesse dienten nicht nur der klassischen Angstabwehr, sondern auch der Abwehr von Todesängsten: Dass diese in Form von Wut und aggressivem Handeln ausagiert und gebändigt werden konnten, brachte unmittelbare Entlastung für die Traumatisierten mit sich.

Neben der Möglichkeit, traumatische Angst durch Projektion abzuwehren, hatte diese Symbolisierung des traumatischen Geschehens im Rahmen des antisemitischen Deutungsmusters auch eine narzisstische Dimension: Die Vergeltungspropaganda bot eine Möglichkeit der Identifizierung mit einer idealisierten Macht, welche half, gegen den drohenden Zusammenbruch wieder ein narzisstisches Gleichgewicht herzustellen. Der Verweis auf die ›Wunderwaffe‹, die den Sieg doch noch in Aussicht stellte, besiegelte diese Funktion der Selbstwertstabilisierung zusätzlich.

Kurz: Die Intensivierung des Hasses gegenüber dem äußeren als jüdisch markierten Feind und das verstärkte Zugehörigkeitsgefühl zur ›Volksgemeinschaft‹ diente der Kompensation der eigenen Hilflosigkeit und Todesangst.

Im Bombenkrieg, im Klima massiver Ängste und traumatischer Ereignisse konnten, so Stargardt, antisemitische Wahrnehmungs- und Handlungsmuster noch tiefer in die Gesellschaft eindringen als zuvor. Selbst dem Nationalsozialismus und Antisemitismus bis dahin kritisch gegenüberstehende Menschen begannen nun zu glauben, »dass die Kriegsanstrengungen der Alliierten in der Tat von den Juden oder zumindest für sie gesteuert wurden« (ebd., S. 69). Gerade die Ereignisse, die den Rückhalt gegenüber dem Regime und später auch gegenüber Hitler immer mehr den Boden unter den Füßen wegzogen, verstärkten die nationalsozialistische Hassideologie in der Bevölkerung umso mehr.

Stimmt diese These, dann verkompliziert sich offensichtlich der Blick auf die Leiden der deutschen Zivilbevölkerung: diese Leiden und ihre Nachwirkungen können nicht mehr erfasst werden, ohne dass der ideologische und psychosoziale Kontext mit in den Blick genommen wird. Er rahmt, prägt und kanalisiert den traumatischen Prozess. Lohl öffnet so die Augen für einen neuen Blick auf historische Darstellungen und Quellen des Lebens an der Heimatfront.

Es gibt viele solche Beispiele von Wutreaktionen, Vergeltungsrufen, ideologischen Sinngebungen und Gewalt gegen Schwächere als Antwort auf Erschütterungen im Krieg: Z.B. in den Bunkergemeinschaften, wo Zwangsarbeitern der Zugang zu den Luftschutzkellern verwehrt wurde, häufig noch abgestuft nach ›rassischer‹ Einordnung (vgl. Süß 2009, S. 133). Es gibt die Erfahrungsberichte von sogenannten ›Halbjuden‹ und ›Halbjüdinnen‹, die sich nicht mehr in die Luftschutzkeller wagten, weil sich die Idee der jüdischen Kriegsschuld aggressiv gegen sie wendet (vgl. Meyer 2009, S. 156). Es gibt zahlreiche wuterfüllte Briefe an Goebbels, man solle doch die Juden als Geiseln in die Städte holen, damit die Alliierten es nicht mehr wagen würden, ihre Bomben abzuwerfen. Oder Briefe, die fordern für jeden toten Deutschen 20 Juden zu erschießen, um die Alliierten zum Einlenken zu bringen (vgl. Stargardt 2006, S. 298ff). Die massiven Vergeltungsrufe führten sogar dazu, dass sich der katholische Klerus bemüßigt fühlte, in Predigten gegen die „unchristliche Rachestimmung“ anzureden (vgl. ebd. S. 297). Und es gibt auch die Berichte von Überlebenden der Todesmärsche, auf welche die aus den Gefängnissen und Konzentrationslagern evakuierten Häftlingen in den letzten Kriegswochen geschleppt wurden. Ihnen begegnete nicht nur die Zivilbevölkerung mehrheitlich feindlich (vgl. Kershaw 2011, S. 459), sondern Häftlinge, denen es gelang zu fliehen, wurden durchaus auch mithilfe der Männer aus den Dörfern und der Jugendlichen aus der Hitler-Jugend wieder eingefangen bzw. ermordet (vgl. ebd., S. 456f; Stargardt 2006, S. 333).

Das alles sind Beispiele für die von Stargardt beschriebene Brutalisierung der Gesellschaft und es handelt sich dabei um Formen der Selbstermächtigung ›von unten‹ – nicht staatlich verordnete Gewalt –, in denen Wut, Wut über die erniedrigende Niederlage, aber eventuell auch traumatisch-reaktive Wut ausagiert werden und so individuelle Zusammenbrüche verhindert werden konnten. Wir wissen nicht, wie viele und v.a. wer sich an diesem Hass und an der Gewalt tatsächlich beteiligten, es bräuchte sicherlich genauere Studien, die diesem kollektivierenden Umgang mit den eigenen Ängsten und Leiden nachgehen, d.h. wer die Schiefheilungsangebote tatsächlich annahm. Aber es handelt sich sicher nicht um bloße Ausnahmen.

An der Front bei den Soldaten sind solche Radikalisierungsprozesse, in denen sich Ängste und der Rückgriff auf ideologische Deutungs-, Verarbeitungs- und Handlungsmuster verzahnen, schon früh, Anfang der 1940er Jahre, zu verzeichnen. Der Historiker Hannes Heer (Heer 2004, S. 105-127) zeichnet anhand von Tagebüchern und Frontbriefen nach, wie Soldaten an der Ostfront, die zwar schon zuvor eine Abneigung gegen Juden haben, aber sich doch von der Gewalt gegen sie anfänglich fernhalten, nach grausamen Erlebnissen, legitimiert durch antisemitische Deutungsmuster, in den nationalsozialistischen Vernichtungskrieg mit einstimmen. Hier wurden die in den Briefen an Goebbels geforderten antisemitischen Racheakte Wirklichkeit, im Verbrechen konnten Todesängste und Ohnmachtsgefühle abgewehrt und in Form von Omnipotenzgefühlen kompensiert werden.

Die Wut richtete sich aber nicht nur gegen die Juden, Zwangsarbeiter und Häftlinge, sondern auch gegen ›Drückeberger‹ und vermeintliche ›Saboteure‹. Die Exklusionspolitik ›von unten‹ in den Bunkern richtete sich gegen Kriegsende auch gegen die Alten oder die Frauen mit



Kinder, die nicht arbeiten konnten und nun in die Ungnade der ›sich abrackernden‹ Volksgenossinnen fielen (Süß 2009, S. 134f).

Andere Kanalisierungen von Wut hängen eher mit den *narzisstischen* Stabilisierungsangeboten zusammen, denen ich hier auch noch nachgehen will. Ich denke dabei an die Reaktionen auf das missglückte Attentat gegen Hitler am 20. Juli 1944. Ian Kershaw beschreibt in seinem jüngst erschienen Buch über die Endphase des Krieges (2011, S. 56ff) anschaulich das Entsetzen der deutschen Bevölkerung über die zutiefst ›unpatriotische‹ und ›volksverräterische‹ Tat der ›verbrecherischen Offiziere‹. Die brutalen Vergeltungsschläge gegen diese werden mit Genugtuung begrüßt (ebd., S. 115). Dies in einer Phase, in der die Kriegsniederlage schon völlig offensichtlich war und wo es den Attentätern gerade darum ging, Deutschland und die deutsche Bevölkerung nicht noch weiter in den Untergang zu treiben. Was wird hier verteidigt? In manischen Reaktionen der Realitätsverleugnung soll um jeden Preis die Hoffnung daran aufrechterhalten werden, dass der omnipotente Führer den Krieg noch wenden könne. Es ist überaus verwunderlich, wie lange sich das, was Kershaw und andere den ›Hitler-Mythos‹ (Kershaw et al. 1980) nannte, in der Bevölkerung halten konnte. Erst in den letzten Kriegsmonaten beginnt er wirklich zu bröckeln, flammt aber mit jedem kleinen Truppenvorstoß und Gebietsgewinn kurz wieder auf. Dies verweist darauf, mit welcher Verbissenheit an den durch Führer und Volksgemeinschaft garantierten narzisstischen Stabilisierungen festgehalten wird, ev. festgehalten werden muss. Deutschland darf nicht verlieren, heißt es in Tagebüchern immer wieder, sonst wären all die vielen Opfer umsonst gewesen.

Die Idee des Opfers, des sich-Opferns, des leiden-Müssens, um dem ›Tausendjährigen Reich‹ und dem mit ihm versprochenen Heil gegen die mächtigen Feinde des Volkes zum Durchbruch zu verhelfen, ist ein Kernbestand der nationalsozialistischen Ideologie (vgl. dazu Brockhaus 1997, S. 299ff). Diente dieser Opfer-Kult den mit dem NS Identifizierten eventuell auch der Immunisierung gegen Traumatisierungen? Können Opferbereitschaft und Pflichtgefühl möglichen Kriegsleiden schon vorzeitig einen Sinn geben? In seinem letzten Brief kurz vor seinem Tod schreibt ein Soldat an seine Frau: „Der Führer wird es schaffen, das weiß ich. Ich bin als Soldat Adolf Hitlers gefallen.“ (Kershaw 2011, S. 113).

Gerade in Tagebüchern von Kindern und Jugendlichen, bei denen sich die NS-Identifizierungen und der Führerglaube am längsten hielten (vgl. Stargardt 2006, S. 49), zeigt sich die Anziehungskraft heroischer Untergangsgesten immer wieder. Jungen aus der Hitler-Jugend brennen darauf, endlich im „großen Krieg“ mitzukämpfen, „für dich Führer, und für meine Heimat“, wie ein Jugendlicher schreibt (ebd., S. 343). Im Sommer 1944 noch melden sich 70% der 16Jährigen freiwillig zur Aufnahme in die Wehrmacht (ebd.), die Uniformen, das Gefühl, nun erwachsen zu sein, aber auch die Möglichkeit, sich für die erlittenen Bombardierungen endlich rächen zu können, locken. Auch wenn wir die Anwesenheit eines gewissen Gruppendrucks annehmen: die Dokumente sprechen doch für eine eigene Begeisterung oder zumindest ein Pflichtgefühl der Jugendlichen.

Erst relativ spät, aber noch im Krieg wandelt sich der Topos des heroischen sich-Opferns in den des verlassenen und verratenen Opfers (vgl. z.B. Walb 1997, S. 333ff). Jetzt verbreitet sich eine niedergeschlagene Stimmung, die Opfer waren tatsächlich vergebens, ebenfalls die Hoffnung. Auf die Triumph-Stimmung folgt der melancholische Einbruch, der narzisstische

Halt ist in Gefahr. Der Hass auf die ›Parteibonzen‹ und zuletzt auf Hitler, der das Volk verführt, verraten und geopfert hätte, ist schon Teil einer neuen Idee der Gemeinschaft, einer Schicksals- und Opfergemeinschaft. Und die Brutalität gegen die Juden und die Zwangsarbeiter diente wohl auch der Abwehr der Minderwertigkeitsgefühle angesichts der Niederlage.

Zu all dem mischt sich noch eine andere Angst: die Wahrnehmung des Krieges als ›jüdische Tat‹ hatte, wie Stargardt auch aufzeigt, nicht nur zu Vergeltungsrufen geführt. Der Rachewunsch an den Juden stand der in dieser Verknüpfung ebenfalls antisemitisch aufgeladenen Idee entgegen, dass der Bombenkrieg und die russische Gewalt die Rache sei für die an den Juden begangenen Taten (vgl. Stargardt 2006, S. 301; Kershaw 2011, S. 185; Bajohr/Pohl 2006, S. 68ff). Klagen über die Deportationen werden laut, mit den übermächtigen Juden hätte man sich doch nicht anlegen sollen. Bestrafungserwartungen waren weit verbreitet – und zeigten auch, wie weit Kenntnisse und Ahnungen über die Vernichtung der europäischen Juden verbreitet waren (vgl. Bajohr/Pohl 2006, S. 70ff). Diese Ängste vor einer grausamen Vergeltung für begangene Taten trugen sicher auch dazu bei, dass versucht wurde, die Hoffnung auf eine Kriegswende bis zuletzt möglichst aufrechtzuerhalten. Gerade die Greuelthaten der russischen Armee, die von der antikommunistischen Propaganda über die ›asiatischen Untermenschen‹ nochmals aufgebauscht wurden, ließen die schon immer propagierten apokalyptischen NS-Visionen von ›Sieg oder Untergang‹ plötzlich tatsächlich als wahr erscheinen.

Ich bin mit diesen letzten Ausführungen ein bisschen abgekommen von meinem ursprünglichen Thema, den Traumatisierungen. Es ging mir aber darum, das komplexe psychosoziale Gemengelage am Kriegsende ein bisschen darzustellen. Für die niedergeschlagene Stimmung gegen Ende des Krieges und in der Nachkriegszeit, auf die von den VertreterInnen des deutschen Traumadiskurs immer wieder hingewiesen wird, zeigen sich sehr unterschiedliche Ursachen: *erstens* droht ein melancholischer Zusammenbruch, d.h. eine drastische Selbstentwertung, weil Hitler und die an ihn geknüpfte Idee der starken ›Volksgemeinschaft‹ als narzisstisch hochgradig besetzte Objekte nicht mehr zu halten sind (vgl. dazu v.a. Mitscherlich/Mitscherlich 1967 und meine Relektüre vor dem Hintergrund des psychoanalytischen Konzepts der ›Krypta‹ Brunner 2011a; b). *Zweitens* machen sich Vergeltungs- und Schuldängste breit, die Angst vor einer Bestrafung, die noch schlimmer sein könnte als die Schmach von Versailles; Demütigung, gar Vernichtung wird erwartet. *Drittens* zeigen sich wohl tatsächlich auch Effekte traumatischer Erlebnisse.

Es ist schwierig, aus den vielen Einzelbeispielen, die ich eben vorgebracht und gedeutet habe, Rückschlüsse über typische Verarbeitungswege und Gefühlslagen zu machen. Es wäre in Einzelfallstudien genauer zu untersuchen, wo sich diese verschiedenen Momente auf welche Weise zeigen und wie sie sich ineinander verzahnen. Es müssten die Reaktionen auf unterschiedliche Ereignisse verglichen werden, es ist z.B. anzunehmen, dass auf die Bombardierung Hamburg 1943 anders reagiert wurde als auf die Dresdens 1945. Und es müsste sicher auch zwischen verschiedenen Personengruppen differenziert werden. Hannes Heer zeigt in seiner Untersuchung der Soldaten an der Front auf, dass es auch Menschen gab,

die nicht auf die Angebote des Ausagierens eingingen, seines Erachtens v.a. Menschen aus stark sozialistisch, kommunistisch oder christlich geprägten Milieus.

Und es müsste geschaut werden, was mit möglichen Schiefheilungen nach dem Zusammenbruch des ›Dritten Reichs‹ geschah. Was passiert nach dem Zusammenbruch mit vorher sinnhaften Erfahrungen, die dadurch plötzlich ihre Sinnlosigkeit offenbaren? Gibt die neue Idee des Opferkollektiv, die auch der Schuldentlastung dient – Schuld waren Hitler und die obersten Parteifunktionäre –, gab also diese neue Gemeinschaft einen neuen Halt? Oder fielen jetzt alle Möglichkeiten zumindest der narzisstischen Kompensation zusammen? Lenkte sich nun die traumareaktive Wut gegen die Nazis?

Es gibt viele Fragen, die untersucht werden müssen. Es sollte aber aus den Ausführungen zumindest klar geworden sein, dass der Traumadiskurs, der nicht genau hinschaut, so gut wie gar nichts vom wirklichen psychischen Geschehen im Kriegsgefecht zu erfassen vermag.

#### 4. Ein kleines Resumée: wie über Kriegsleiden sprechen?

Nochmals: Die Ausführungen zeigen, dass mit dem einfachen Verweis auf die Traumata der ehemaligen ›Volksgenossinnen‹ und ›Volksgenossen‹ noch wenig über deren Folgen und Auswirkungen gesagt ist. Trauma ist nicht gleich Trauma. Und Traumatisierte sind zwar meist *auch*, aber nicht immer *nur* Opfer:

Die Wahrnehmung und die unmittelbare wie längerfristige Verarbeitung von erlebter Gewalt hängt vom sozialen und psychosozialen Kontext ab, vom sozialen Halt, real oder imaginär schützenden Figuren, von sinnstiftenden und psychisch stabilisierenden Ideologien, von den Chancen, auf die Hilflosigkeit und Passivität mit Aktivität zu reagieren, von der Möglichkeit, Angst auszuagieren. Damit hängt die Wahrnehmung und Verarbeitung von Gewalterfahrungen auch immer von Positionierungen in sozialen Herrschaftsbeziehungen ab, die den Betroffenen Halt, Macht und Handlungschancen eröffnen oder verschließen.

Diese Faktoren bestimmen maßgeblich, ob jemand auf bestimmte Erfahrungen mit einem psychischen Zusammenbruch reagiert, wie ein solcher Zusammenbruch vonstattengeht, welche psychischen Notfallmaßnahmen eingeleitet werden und eingeleitet werden können und wie sich die Erfahrungen zukünftig auswirken. Machtverhältnisse, Ideologien und kollektive Gefühlsbindungen schreiben sich ins Trauma ein bzw. genauer gesagt: sie sind Teil der Realität, die sich im Falle eines Traumas in die Subjekte einschreibt.

Um es drastisch zu zeigen, was solch ein kontextualisierender Blick offenbart und wie er prototypisch gerade die Differenz von Traumatisierungen auf „Täter-“ und Opfer-Seite zu fassen vermag: Wo KZ-Häftlinge bei entlastenden Wutreaktionen mit den sicheren Tod rechnen mussten, weshalb sie Aggressionen v.a. selbstzerstörerisch gegen sich selbst lenkten. Und wo sie zur Rettung ihrer narzisstischen Stabilität sich ausgerechnet mit den einzigen Mächtigen in den Lagern, nämlich ihren Peinigern, identifizieren mussten (das ist die Idee der traumatypischen Identifikation mit dem Aggressor). Wo also reaktive Wut wie narzisstische Stabilisierung bei den KZ-Überlebenden nur noch mehr eigenes Leid produzierte, standen demgegenüber den ›Volksgenossinnen‹ und ›Volksgenossen‹ andere Wege der Verarbeitung offen.

Wollen wir also wirklich etwas über die lebensgeschichtlichen wie die psychosozialen Auswirkungen von allfälligen Kriegstraumatisierungen der ehemaligen ›Volksgenossen‹ und ›Volksgenossinnen‹ erfahren, dürfen wir den Kontext der Gewalterfahrungen nicht ausblenden, sondern müssen ihn – wohl sogar in der therapeutischen Behandlung – immer im Blick behalten.

Jan Lohl schreibt ganz richtig:

»Jeder Versuch, sich [dem Trauma] ohne Berücksichtigung des traumaschiefeilenden kollektiven Narzissmus und der Projektions-, Hass und Gewaltbereitschaft anzunähern, reicht vermutlich nicht adäquat an den emotionalen Kern des Traumas heran – überwältigende Angst, Hilflosigkeit, Ohnmacht. (...) Auf diesem Weg werden eher die unbewussten Mechanismen der Traumaschiefeilung mobilisiert und eine Einfühlungslosigkeit gegenüber den NS-Opfern forciert, wenn nicht sogar Hass, Wut und nationaler Stolz anstelle von Angst, Hilflosigkeit und Ohnmacht *emotional* zum Vorschein kommen« (Lohl 2006, S. 135; Hervorhebung i.O.).

Gerade wenn massenpsychologische Dynamiken der Abwehr von Todesängsten und Hilflosigkeitsgefühlen dienen, ist zu erwarten, dass auch im Falle der Wiederkehr der traumatischen Gefühlslagen wieder auf diese Abwehrkonstellationen zurückgegriffen wird.

Für die Analyse von massenhaften Traumatisierungen bedeutet das – neben der generellen Vorsicht bei der Verwendung des Traumabegriffs – grundsätzlich, sich stets folgende Fragen zu stellen: was hat wen weshalb traumatisiert und wie wurde das Erleben in welchem sozialen und psychosozialen Kontext kurz und langfristig verarbeitet? Wie verzahnen sich individuelles Erleben und kollektive Diskurse? Gab es Möglichkeiten einerseits zur narzisstischen Kompensation (narzisstisch aufgeladene Kollektive, die Möglichkeit des Erlangens von Machtgefühlen, einen ›Glauben‹) und andererseits zur Lokalisierung von Angst und reaktiver Wut (Feindbilder, Gewaltmöglichkeiten)? Und wie wirken sich die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, Verzahnungen von individuellem Leid und kollektiven Verarbeitungsformen langfristig aus, wie verändern sie sich in welchem sozialen und psychosozialen Kontext?

Nur das ermöglicht es uns erstens, wirklich zu erfahren, wie sich Gewalt in den einzelnen Menschen, aber besonders auch in Gesellschaften kurz-, mittel- und längerfristig auswirkt und zweitens problematischen Opferdiskursen auch innerhalb traumatheoretischer Debatten entschieden zu begegnen.

Markus Brunner

[markusbrunner@soziologie.ch](mailto:markusbrunner@soziologie.ch)

## Literatur:

- Bajohr, Frank; Pohl, Dieter (2006): Massenmord und schlechtes Gewissen. Die deutsche Bevölkerung, die NS-Führung und der Holocaust. Frankfurt a.M. (Fischer) 2008.
- Brockhaus, Gudrun (1997): Schauer und Idylle. Faschismus als Erlebnisangebot. München (Antje Kunstmann GmbH).
- Brunner, Markus (2010): Zum Begriff des ›kollektiven Traumas‹. Oder: Wie angemessen über das Leid von Menschen sprechen in Zeiten inflationierender Opferdiskurse? (Vortrag): <http://www.agpolpsy.de/wp-content/uploads/2010/06/vortrag-kollektive-traumata-sfu.pdf>.
- Brunner, Markus (2011a): Die Kryptisierung des Nationalsozialismus. Wie die Volksgemeinschaft ihre Niederlage überlebte. In: Brunner, M. et al. (Hg.): Volksgemeinschaft, Täterschaft und Antisemitismus. Beiträge zur psychoanalytischen Sozialpsychologie des Nationalsozialismus und seiner Nachwirkungen. Gießen (Psychosozial).
- Brunner, Markus (2011b): Trauma, Krypta, rätselhafte Botschaft. Einige Überlegungen zur intergenerationellen Konfliktdynamik. Psychosozial 124 (2), 43-59.
- Freud, Sigmund (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse. In: StA IX, S. 61-134.
- Friedrich, Jürgen (2002): Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945. München.
- Heer, Hannes (2004): Vom Verschwinden der Täter. Der Vernichtungskrieg fand statt, aber keiner war dabei. Berlin (Aufbau).
- Heinlein, Michael (2010): Die Erfindung der Erinnerung. Deutsche Kriegskindheiten im Gedächtnis der Gegenwart. Bielefeld (Transcript).
- Kershaw, Ian (2011): Das Ende. Kampf bis in den Untergang. NS-Deutschland 1944/45. München (Deutsche Verlags-Anstalt).
- Kershaw, Ian; Kochmann, Klaus & Rehbein, Boike (1980): Der Hitler-Mythos. Führerkult und Volksmeinung. München (Deutsche Verlags-Anstalt).
- Lohl, Jan (2006): »Jüdischer Krieg« und »mörderische Wut«. Zum Stellenwert psychoanalytischer Traumakonzepte im wissenschaftlichen Diskurs über den Umgang mit der NS-Vergangenheit auf der »Täterseite«. Psychosozial 29 (IV), 125-137.
- Meyer, Beate (2009): Erdachte und erfüllte ›Volksgemeinschaft‹. Erfahrungen ›jüdischer Mischlinge‹ zwischen Integration und Ausgrenzung. In: Bajohr, F.; Wildt, M. (Hg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt a.M. (Fischer), S. 124-143.
- Mitscherlich, Alexander; Mitscherlich, Margarete (1967): Die Unfähigkeit zu trauern. München (Piper).
- Simmel, Ernst (1918): Zur Psychoanalyse der Kriegsneurosen. In: Ders. (1993): Psychoanalyse und ihre Anwendungen. Ausgewählte Schriften. Frankfurt a.M.: (Fischer), S. 21-35.
- Simmel, Ernst (1944): Kriegsneurosen. In: Ders. (1993): Psychoanalyse und ihre Anwendungen. Ausgewählte Schriften. Frankfurt a.M.: (Fischer), S. 204-226.
- Stargardt, Nicholas (2004): Opfer der Bomben und der Vergeltung. In: Kettenacker, L. (Hg.): Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940-1945. Berlin (Rowohlt), S. 56-71.
- Stargardt, Nicholas (2006): "Maikäfer flieg!" Hitlers Krieg und die Kinder. München (Deutsche Verlags-Anstalt).
- Süß, Dietmar (2009): Der Kampf um die ›Moral‹ im Bunker. Deutschland, Großbritannien und der Luftkrieg. In: Bajohr, F.; Wildt, M. (Hg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt a.M. (Fischer), S. 124-143.
- Walb, Lore (1997): Ich, die Alte. Ich, die Junge. Konfrontation mit meinen Tagebüchern 1933-1945. Berlin (Aufbau).